

# Wandern in der Willmore Wildnis

Im Juni 2019 wanderte Hans Platzgumer, Autor, Musiker und Naturliebhaber, alleine und zu Fuß durch eine der abgelegensten Gegenden der Welt, den Willmore Wilderness Park, den nördlichsten Nationalpark der kanadischen Rocky Mountains.  
Ein Bericht.



© Tristan Frank via unsplash

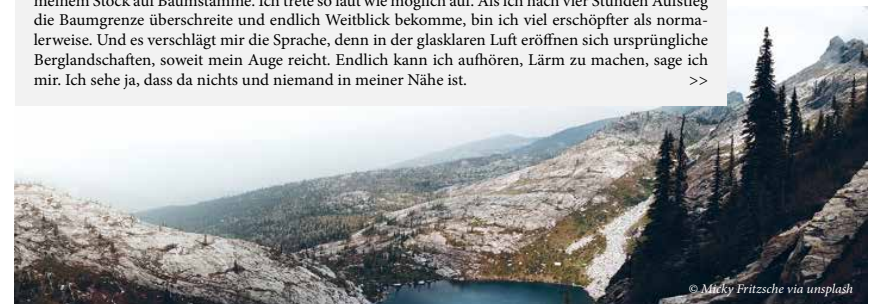
**E**s fühlt sich absurd an, nein, es IST absurd, was ich hier mache. Ich singe und ich schreie mir die Seele aus dem Leib. Ohne Atempause – und hoffentlich ohne Zuhörer. Jedes Lied, das mir in den Sinn kommt, ist gut genug, Hauptsache es wird lautstark intoniert. Einen abgebrochenen Ast verwende ich als Taktstock, ich schlage auf jedes steinige oder holzige Ding ein, das sich anbietet. Dazu setze ich so geräuschvoll wie möglich einen Fuß vor den anderen. Außer Atem drehe ich mich immer wieder in alle Richtungen. Nicht der steile, stundenlange Aufstieg durch einen dichten, dunklen Mischwald fordert mich heraus, sondern der zusätzliche Aufwand, den ich betreibe. Ich muss zu jeder Sekunde, in der ich mich hinauf ins Unbekannte mühe, auf mich aufmerksam machen. Ich erzeuge Lärm, obwohl ich um den halben Erdball gereist bin, um dem Lärm der Welt zu entkommen.

In Europa hat der Frühsommer eine erste, hartnäckige Hitzewelle hervorgebracht. Ende Juni 2019 stöhnen die Europäer unter Temperaturen nahe 40 Grad, aufgewühlt rasen sie hin und her zwischen klimatisierten Bürogebäuden, Einkaufszentren oder Klassenzimmern und drängen sich in überfüllten Straßen aneinander vorbei zu Gewässern, die kaum Abkühlung versprechen. Meine Frau ist von der University of Alberta zu einem Vortrag und einem einwöchigen Seminar in Edmonton eingeladen. Ich nehme die Chance wahr, sie zu begleiten. Wenige Wochen zuvor ist David Lama, der nepalesisch-tirolerische Alpinist, den ich sehr schätzte, in den kanadischen Rockies tödlich verunglückt. Ich entscheide in Gedenken an ihn, diese noch weitgehend unberührten, abgelegenen Bergregionen selbst zu erkunden. Ich wähle aber weder die schroffen Kalkgipfel des Banff-Nationalparks, wo Lama mit seiner Seilschaft von einer Lawine in den Tod gerissen wurde, noch den touristisch erschlosseneren Jasper Park, sondern den kleinsten, nördlich-

„Ich singe und schreie mir die Seele aus dem Leib. Ohne Atempause – und hoffentlich ohne Zuhörer.“ \_\_\_\_\_

ten Teil, Willmore Wilderness, ein Gebiet, fast halb so groß wie Österreich und vollkommen von menschlicher Zivilisation verschont. Dort gibt es weder Siedlungen, Straßen, Kraftwerke, Hotels noch sonst etwas, was an den Menschen erinnert. Die Berge sind nicht so hoch und vergletschert wie im Süden. Nach Norden hin laufen nur mehr ein paar Dutzend Zweitausender aus. Einen davon wähle ich, den Mount McQueen. Doch ich werde ihn im Endeffekt nicht erreichen, zu ungenau sind die verfügbaren Karten, zu verwildert die wenigen verzeichneten Trails. Ich bin von Edmonton, einer Millionenstadt mit imposanter Skyline, einen Tag lang gen Westen gefahren und habe mich in Grande Cache einquartiert, einer winzigen Siedlung wie am Ende der Welt. Von dort fuhr ich, soweit es ging, in die Wildnis hinein. An einer überschwemmten Straße ließ ich das Auto stehen und wanderte los. Landschaft und Vegetation ähnelte jener unserer Alpen so sehr, dass ich mich fragte, warum ich den 18-stündigen Flug und tagelange Autoreisen auf mich genommen hatte, um hierher zu kommen. Doch mich überkam ein Gefühl, das in den überlaufenen Alpen nicht mehr erlebbar ist. Hier in Kanada war ich ausgestoßen in schier ewiger, unberührter Natur. Ich spürte, wie ohnmächtig ich ihr gegenüber war. Ich war ein Nichts, der einzige Mensch auf hunderten von Kilometern. Alles hier war soviel weiter, wilder, freier als ich es von Europa kannte. Ich tauchte in eine Realität ein, die vermeintlich nicht mehr existierte. Sie glich einem Traum, einem Sehnsuchtsort. Ich pendelte zwischen Euphorie und Respekt hin und her. Als es gegen Abend im Gebüsch raschelte und vielleicht fünfzig Meter vor mir plötzlich zwei Schwarzbären meinen Weg kreuzten, sah ich zu, so schnell wie möglich zu meinem Nachtquartier zurückzukommen. Ich hatte zwar gewusst, dass es hier Baribals, Grizzlies, Pumas, Vielfraße oder Elche gab, aber ich hatte nicht damit gerechnet, auf sie zu stoßen.

Nun am dritten Tag in Willmore bin ich besser darauf vorbereitet. Ich habe eine Bärenglocke an meinem Rucksack befestigt und trage einen Pfefferspray bei mir. Doch die Situation, in der ich auf den Bärenspray angewiesen wäre, traue ich mir gar nicht auszumalen, und dieses Gebimmel von meinem Rucksack trägt sich nicht weit in die unendlichen Wälder hinein, die mich umgeben. Eigentlich dürfte ich hier gar nicht alleine wandern. Jeder Park Ranger würde es mir verbieten. Man darf diese Gebiete nur in Gruppen durchstreifen und ist angewiesen, sich dabei lautstark zu unterhalten, um die Wildtiere vorzuwarnen und davon abzuhalten, dem Menschen zu nahe zu kommen. Ich aber, sturer alter Tiroler, gehe stets alleine in die Berge. Bergwandern ist für mich Meditieren, stilles Verschmelzen mit der Umgebung. Auch in den Canadian Rockies ist das mein Ziel. Trotzdem will ich nicht plötzlich einem Bären gegenüberstehen. Also muss ich alleine so viel Lärm wie nötig machen, um die Wildtiere fernzuhalten. Ich gröle ein Beatles-Lied nach dem anderen. Ich klopfe mit meinem Stock auf Baumstämme. Ich trete so laut wie möglich auf. Als ich nach vier Stunden Aufstieg die Baumgrenze überschreite und endlich Weitblick bekomme, bin ich viel erschöpfter als normalerweise. Und es schlägt mir die Sprache, denn in der glasklaren Luft eröffnen sich ursprüngliche Berglandschaften, soweit mein Auge reicht. Endlich kann ich aufhören, Lärm zu machen, sage ich mir. Ich sehe ja, dass da nichts und niemand in meiner Nähe ist. >>



© Micky Fritzsche via unsplash

„ ...mitten auf meiner Route, sehe ich dann den Bären. Ein Grizzly.



© John Thomas via unsplash

Nach kurzer Rast ziehe ich weiter. Obwohl ich hochalpines Gelände gewohnt bin, komme ich mir wie auf einem fremden Planeten vor. Der Schnee beginnt. Er bleibt hier auch im Sommer liegen. Die Schneefelder nehmen mir die letzte Chance, auf dem Trail zu bleiben. Schon seit Stunden ist der Pfad kaum mehr zu erkennen. Zu Beginn war er ein matschiger Bach, ein Rinnsal, höchstens eine vage Idee, wo es lang gehen könnte. Inzwischen ist nichts mehr davon übrig. In der Ferne entdecke ich einen Gipfel, von dem ich annehme, es handelt sich um meinen Mount McQueen. Ich steuere ihn an. Das Terrain ändert sich fortwährend, teils versinke ich in Schneemulden, dann wieder in Sümpfen, manchmal muss ich mich durch Heidelbeersträucher kämpfen. Grizzlybären lieben diese Früchte. Sie essen bis zu 200.000 Blaubeeren täglich. Das sind in etwa 400 Kilo, was ungefähr sechs Hans Platzgumers entspricht. Grizzlies sind Allesfresser. Insekten, Gras, Lachse, Kadaver, Menschenfleisch, Mäuse, Zahncremetuben, Mützen, Ledersohlen oder Schokolade, wenn ihnen danach ist, vertilgen sie es mit Genuss.

Auf knapp 2000 Metern Seehöhe erreiche ich einen engen, langgezogenen Bergrücken, der über mehrere Wellen zum ausserkorenen Gipfel führt. Linker- und rechterhand fällt das Gelände in dunkle Nebentäler ab und wellt sich von dort aus in die Ewigkeit. Ich bin der einzige Mensch in dieser Welt. Mit dem Handy mache ich ein paar Fotos. Dafür ist es gut, aber ein Mobilfunknetz ist längst nicht mehr verfügbar. Am Ende des Grats muss ich von einer Senke aus eine Felswand hochklettern. Es ist anstrengend, ein eisiger Wind peitscht mir ins Gesicht, aber nichts kann mich davon abhalten, den Gipfel zu erreichen – auch wenn ich inzwischen einsehen muss, dass es sich nicht um mein ursprüngliches Ziel handelt. Ich werde nie wissen, wie dieser Berg heißt, den ich besteige. Doch das spielt keine Rolle. Ob er überhaupt einen Namen hat?

Vom höchsten Punkt aus sehe ich, dass alles noch größer und weitläufiger ist, als ich dachte. Ein Stück weiter vorne stürzt der Berg steil ab und ich erkenne, dass ich in eine Sackgasse geraten bin. Es beginnt, leicht zu schneien. Mich friert. Ich entscheide, auf demselben Weg, wie ich gekommen bin, zurück zum Hochplateau zu wandern, wo ich vor einigen Stunden die Rast gemacht habe. Von dort aus kann ich vielleicht eine andere Richtung einschlagen? Beim Abstieg über die Felswand, rutsche ich ein paar Mal ab, weil meine Gliedmaßen von der Kälte steif geworden ist. Irgendwann erreiche ich wieder die Senke, die zurück zum Grat führt. Der Nordwind, der mir entgegenweht, wird stärker. Ich blicke zum Grat hoch, und dort am höchsten Punkt, mitten auf meiner Route, sehe ich dann den Bären. Ein Grizzly. Ungefähr 150 Meter von mir entfernt kaut er seelenruhig an irgendwelchen Flechten herum. Mein Herzschlag setzt aus. Augenblicklich gehe ich hinter einem turmartigen Schieferfelsen in Deckung. Nein, bitte nicht, denke ich panisch. Das kann nicht sein! Vorsichtig, voller Angst spähe ich hinauf. Tatsächlich. Ein riesiger Grizzly. Anmutig, majestätisch, ein gewaltiges, unfassbar schönes Tier. Der Bär blickt auf und hinaus übers Land. Er ist der Herrscher über dieses Gebiet. Sobald er nur leicht den Kopf in

Mein Herzschlag setzt aus.“

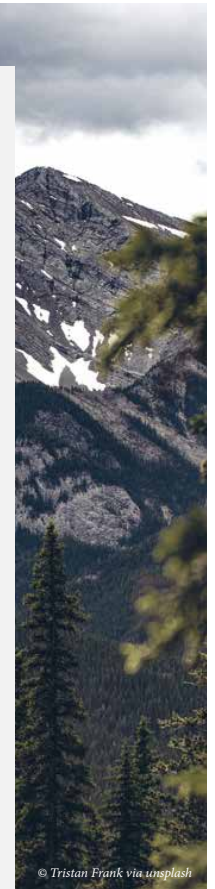
meine Richtung dreht, ducke ich mich in mein Versteck. Mein Atem stockt. Ich habe keine Ahnung, was ich tun soll. So prachtvoll dieses Geschöpf ist, ihm gehört dieses Land, und ich bin der Eindringling. Ich befinde mich auf seinem Boden. Immer wieder blicke ich hinüber, ich zittere vor Angst und Kälte. Niemand könnte mir zu Hilfe kommen, sollte dieser zwei bis drei Meter große Bär auf mich aufmerksam werden. Vorerst rührt er sich nicht vom Fleck. Er scheint mit seinem Aussichtspunkt zufrieden zu sein. Bitte, bitte bleib, wo du bist, flehe ich. Oder zieh dich zurück in die Richtung, aus der du gekommen bist. Komm mir nur nicht näher. Ich ziehe den Pfefferspray aus meinem Rucksack und umklammere ihn krampfhaft, um wenigstens irgendetwas in der Hand zu haben, falls mich der Bär entdeckt.

Das Glück in meinem Unglück ist der Wind. Er pfeift und heult über den Grat hinweg, er kommt genau aus der Richtung des Grizzly. Deshalb kann mich der Bär nicht riechen. Hinter meinem Fels bin ich windgeschützt und in Sicherheit, solange dieses Tier nicht zu mir herüberwandert. Später werde ich sagen können, dass ich am Leben geblieben bin, weil die Windrichtung gestimmt hat. Grizzlies haben eine unglaublich feine Nase. Kilometerweit nehmen sie Gerüche wahr. Doch dieser Bär hat keine Ahnung, dass ich und meine Haferriegel und Schinkenbrote in seiner Nähe sind. Ich muss und kann nichts anderes tun als warten. Verängstigt blicke ich aus meinem Versteck hervor. Der Bär dort oben hat es nicht eilig. Weder zieht er sich zurück, noch kommt er auf mich zu. Wenigstens das! Quälend langsam vergehen die Minuten. Ich habe keinen Sinn mehr für die Schönheit und Reinheit dieser Bergwelt, ich habe nur mehr ihn im Blick, dessen Heimat sie ist.

Irgendwann, eine Stunde mag vergangen sein, schlottere ich am ganzen Körper. Dem Bär dort oben mit seinem dicken Fell wird weder kalt noch langweilig. Nun sehe ich ein, dass ich etwas unternehmen muss. Ich kann hier nicht ewig verharren und tatenlos darauf warten, was der Grizzly zu tun entscheidet. Ich lasse meinen Blick über den unwirtlichen inneren Abhang der Bergkuppe schweifen. Ein Schotterfeld fällt dort schräg zu einem Tobel ab, durch das ich, sofern ich dichtes Gestrüpp überwinde, ein Hochmoor erreichen kann. Von diesem aus müsste ich zurück auf meinen alten Pfad kommen und den Bär, sofern er oben auf seinem Thron bleibt, großräumig umrunden haben. Es ist die einzige Möglichkeit, die ich habe.

Vorsichtig schleiche ich zum Abhang hin. Der Wind steht mir nach wie vor bei. So lange es geht, behalte ich den Bären im Blick. Ich weiß, dass er besser riechen als sehen kann. Ich rutsche teils auf den Knien den Schotter hinab. Dann hantle ich mich an Sträuchern entlang. So mühsam es ist, wenigstens habe ich nun einen Fluchtplan. Ich bewege mich auf die obersten Waldausläufer zu. Auch wenn dort bloß verkrüppelte Koniferen herumstehen, Grizzlies sind schlechte Kletterer. Unterhalb der Baumgrenze habe ich eher die Schwarzbären als sie zu fürchten. Alles ist besser, als auf 2000 Meter halb erfroren von einem Grizzly angegriffen zu werden. Ich schlage mich durch Felsen und Gestrüpp, teils krieche ich über den Boden. Ich pausiere kein einziges Mal. Manchmal blicke ich ehrfürchtig zum Grat hoch, der oberhalb der steil aufragenden Felswand neben mir immer schlechter einzusehen ist. Das einzige was zählt ist, dass ich mich diesem Grizzly fernhalte, der dort oben verweilt.

Stunden später, zerkratzt, zerschunden, durchnässt und am Ende meiner Kräfte, erkenne ich vor mir das Waldstück wieder, durch das ich am Vormittag den Berg hochgekommen bin. Nieselregen setzt ein. Ein letztes Mal drehe ich mich um. Weit hinter mir kann ich zwischen Nebelschwaden den namenlosen Gipfel ausmachen, den ich bezwungen habe. Ich betrachte den Bergrücken, auf dem mir der Grizzly den Rückweg verstellt hat. Wer weiß, wo er sich nun befindet? Ich habe noch mindestens drei Stunden Wanderung vor mir, um hinunter ins Tal zur Zufahrtsstraße zu gelangen. Jetzt bringe ich die Bärenlocke wieder an meinem Rucksack an, die ich bei meiner Flucht vorhin abgenommen hatte, weil ich so leise wie möglich sein wollte. Jetzt gilt es von Neuem, Lärm zu machen. Infernalisches Lärm, so viel wie möglich, um alle Bären und Pumas, und was sich sonst noch hier herumtreibt, von mir fernzuhalten. ■



© Tristan Frank via unsplash